

Schwellenräume und Übergangsmenschen.

Öffentliche Kommunikation in der modernen Großstadt, 1880-1930

HABBO KNOCH

Der Berliner Theaterkritiker und Feuilletonist Alfred Kerr befand 1895, die »Londoner« seien ein »gereifterer und taktvollerer Menschenschlag als die Berliner«. Sie verhielten sich besonnener, seien weniger auf Spott aus, und man könne tun, was man wolle, »ohne blöde angegaßt zu werden«.¹ Kerr erkannte darin den Gegensatz von britischem Liberalismus und deutschem »Gelehrtenbürokratismus« wieder, führte es aber auch auf die unterschiedlich lange Großstadterfahrung zurück. Anders als London war Berlin bestenfalls auf dem Weg, Metropole zu werden, und infolge der raschen Urbanisierung Berlins im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts war um 1900 fast jeder zweite Bewohner stadtfremd. Das sah in London nicht anders aus, aber Kerrs Wahrnehmung verweist auf die in Deutschland besonders ausgeprägte »Großstadtfeindschaft« und Skepsis gegenüber den Folgen der raschen Urbanisierung.

Kerr ging von habituellen Lernprozessen im Zuge der verzögerten Verstädterung in Deutschland aus, die erst in den folgenden Jahrzehnten zum Gegenstand einer aufstrebenden Soziologie werden sollten. Für die Großstadtdebatte in Deutschland allerdings, die sich wegen seiner urbanen Verwerfungen und seiner Rolle als Reichshauptstadt und Medienzentrum auf Berlin konzentrierte, war die bei Kerr aufscheinende Krise der Nahkommunikation ein zentraler Topos. So verband der Architekturkritiker Karl Scheffler »Kommunikation« und »Raum«, als er 1910 das Fehlen einer »klar organisierenden Gesellschaftsidee« in Berlin konstatierte: es mangle vor al-

1 | Alfred Kerr: »Berlin und London II (18.9.1896)«, in: ders., Wo liegt Berlin? Briefe aus der Reichshauptstadt, Berlin 1997, S. 194-199, hier S. 195.

lem an einem »Ton der Empfindung«. Wo es derart an »inneren Beziehungen« fehle, könne auch keine »äußere Form« der Bauten gelingen.²

Kerr und Scheffler teilten die Vorstellung eines engen Wechselverhältnisses von Raumordnung, Sozialkontakten und Habitus. Doch während Kerr den in seinen Augen unverkrampften, liberalen Stil der Londoner zum Maßstab für den Umgang mit der großstädtischen Anonymität machte, orientierte sich Scheffler an einem Konzept von Subjektivität und sozialem Umgang, das die Fähigkeit zur Nahkommunikation und die Bindung an gewachsene Orte als aufeinander angewiesene Größen dachte. Es blieb an einer bürgerlichen Individualität und ihrer kommunikativen Autonomie ausgerichtet, die im 18. und 19. Jahrhundert in Zeiten stabiler räumlicher Ordnungen entstanden war: dem geselligen bürgerlichen Milieu der Salons, Logen und Kleinstädte.³ Beide Reaktionen verweisen darauf, wie gerade dieses Konzept durch die Beschleunigung und Pluralisierung in der Zeit der »klassischen Moderne« in eine Krise geriet und mutierte.⁴ Situativität, Vielfalt und die einem beständigen Wandel unterliegenden Funktionsorte der Stadt wurden zu Herausforderungen der Selbstverortung und standen im Gegensatz zu einer nicht selten romantisierten Idee direkter Kommunikation.⁵

Als Kern der Krise des bürgerlichen Individuums, die mit der »Großstadt« drohte, wurde der Verlust historischer Verwurzelung ausgemacht, den man seinerseits in Beschleunigung und permanentem Wandel der Stadt begründet sah (1). Um diese Heterogenität zu bändigen und darin oft auch zu kritisieren, bot die moderne Stadt ein Reservoir von Metaphern aus dem Bereich der Medien und der Industrie (2). Es war vor allem die Straße, auf der diese Veränderungen erlebt wurden; ihre Beschreibungen stehen zugleich symptomatisch für den Verlust einer sicheren Beobachterposition (3), die sich in der Betrachtung Berliner Straßen mit der Suche nach ortsspezifischen Merkmalen verband (4). Allerdings verengt sich die Wahrnehmung von Debatte und Erfahrung, wenn man nur auf die Großstadtstraße sieht, denn im Zuge ihrer räumlichen und funktionalen Differenzierung sind mit den halböffentlichen Schwellenräumen (wie den Warenhäusern und Hotels, Cafés und Kneipen) Raumordnungen entstanden, die neuartige, auf ihre Weise vertraute Bezugspunkte für Bewegung und

2 | Karl Scheffler: Berlin. Ein Stadtschicksal, Berlin 1910, S. 106.

3 | Vgl. Bernd Hüppauf: »Die Kleinstadt«, in: Alexa Geisthövel/Habbo Knoch (Hg.), Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 2005, S. 303-315.

4 | Vgl. dazu die Beiträge in A. Geisthövel/H. Knoch (Hg.), Orte der Moderne.

5 | Vgl. die Orientierung an der politischen Kommunikation in der antiken Polis bei Richard Sennett: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt am Main 1983.

Kommunikation in der Stadt schufen (5). Dazu trug die Gestaltung des Äußeren dieser Schwellenräume bei, mit der zugleich Vorstellungen der sozialen Ordnung auf die Stadt projiziert wurden (6).

Neben diesen Äußerlichkeiten waren es aber auch soziologische und journalistische Konzepte, mit denen die Krise des bürgerlichen Subjektkonzepts und die Erfahrung des Raumverlusts zu bändigen versucht wurden; sie vollzogen eine Vielfalt von Aneignungsformen des städtischen Raumes nach, die über jene »Reserviertheit« oder »Blasiertheit« hinausgingen, die Georg Simmel ausgemacht hatte (7). Was hier bereits an varianten Beschreibungen der modernen Subjektivität angelegt war und die Sicherheit und Entfaltung des Individuums auch unabhängig(er) von historisch gewachsenen Ortsbindungen sah, blieb allerdings noch zu sehr von den Elementen der Großstadtkritik überformt, um bereits durchzudringen (8). Damit spiegeln diese Krisenbewältigungen die vor allem in den 1920er Jahren vorherrschende Ambivalenz und Zerrissenheit der Erfahrung der »klassischen Moderne« wider.

1. Kommunikationskrise und Geschichtsverlust: Subjektkonzepte im Großstadtdiskurs

Karl Scheffler machte 1910 das Amorphe Berlins für eine tief reichende Kommunikationskrise verantwortlich. Der Stadt fehlte nach seiner Auffassung nicht nur ein räumliches Zentrum, sondern ihrer Gesellschaft mangelte es auch an einer »klar organisierenden Gesellschaftsidee«.⁶ Außer der »Organisation kleiner Sonderkreise« gäbe es nichts, vor allem keine »eigentliche Gesellschaft«. Nichts fehle so sehr »wie ein einheitlicher Lebensstil«. Das führe zu dem »häßlichen, kaltherzigen, spezifisch berlinischen Ton der Gesellschaftsmédiance einerseits und zur äußeren Repräsentation, zum Überbieten in der Bewirtung und zu lauter dummen Äußerlichkeiten andererseits«.⁷ In diese Kritik stimmte kurz darauf Walter Rathenau ein, indem er an Berlin die »Einförmigkeit [...] im Geistigen« beklagte. Mit der Zerstörung der alten Innenstädte, in denen »jahrhundertlang Seele und Geist der Gemeinschaft« gewohnt hätten, seien nur noch »Reste physiognomischer Sonderheiten als fast erstorbene Kuriositäten« erhalten geblieben. Launen und Leidenschaften, Vergnügungen und Moden verkörperten für Rathenau eine neue, räumlich ungebundene Oberflächlichkeit.⁸

Scheffler und Rathenau stehen exemplarisch für die weit verbreitete Kritik am Verlust des Raumvertrauens, den die moderne Stadt mit sich ge-

6 | K. Scheffler: Berlin, S. 106.

7 | Ebd., S. 171ff.

8 | Walter Rathenau: Zur Kritik der Zeit, Berlin 1917, S. 21f.

bracht hatte. Aufgrund der rasanten Bauentwicklungen wurde die wuchernde Architektur als Symptom einer unauflösbaren Distanz zwischen dem Stadtraum und seinen mobilen Bewohnern betrachtet. Daran ist zugleich die Krise der zugrunde liegenden Erwartung zu erkennen, individuelle Identität und Raumkontinuität seien aufeinander angewiesen. Die Krise der historischen Fundierung menschlicher Existenz wurde neben der eklektischen Stilrezeption unter anderem daran festgemacht, wie historische Gebäude durch Werbung überstülpt wurden: »Bis zu den Dächern hinauf und über die Dächer [in der Friedrichstraße] noch hinaus schweben und kleben Reklamen.«⁹ Diese Situation in Berlin wurde mit zwei Antipoden verglichen: Paris, das trotz der »Haussmannisierung« als langsam gewachsene Stadt galt, und Chicago als geschichtslosem Kunstprodukt. Gerade solche stilisierten Vergleichsgrößen, in deren Bilder die Berliner Erfahrung immer schon als eigener Bezugspunkt einging, schärfen das Gefühl eines Verlusts der »Heimatsfreude«, da aufgrund des verkehrsbedingten Umbaus der Städte »die historische Erinnerung geopfert werden« müsse.¹⁰

Die Stadt wurde um 1900 als etwas eminent Transitorisches wahrgenommen, weil bauliche Veränderungen die historische Substanz zerstörten oder zu zerstören drohten. Aber nicht minder umstritten war die Veränderung der baulichen Struktur, insbesondere der Fassaden neuer Funktions- und Geschäftsgebäude. Hatten sich viele Privaträume bis dahin hinter Ornamentik und wenig durchlässigen, kaum durchbrochenen Mauern verschanzt, so durchbrachen Schaufenster, erste Glasflächen in den Fassaden und eine geradlinige Einfügung der Gebäude in die Linienführung des Straßenverkehrs diese Abschließungen. Kritiker dieser Bauten, etwa Camillo Sitte, sahen hierin eine Fortsetzung des langfristigen Rückzugs von den öffentlichen Plätzen und der daraus folgenden Aufgabe der Stadt als eines »gemeinschaftlichen Handlungsraumes«.¹¹ Die psychische und bauliche Entblößung wies auf eine gänzlich neuartige Nutzungsform des zentralen Stadtraums als entgrenztem Konsumraum hin.

Jeder Blick in die amerikanischen Städte schien die damit verbundenen Befürchtungen zu bestätigen. Deren Geschichtslosigkeit wurde zwar von manchen insgeheim als Chance gesehen, Neues wie die scheinbar grenzenlosen Wolkenkratzer zu verwirklichen; aber in den ersten Jahren nach 1900

9 | Robert Walser: »Friedrichstraße (1909)«, in: ders., Das Gesamtwerk, Band 1, Frankfurt am Main 1978, S. 298-300, hier S. 298.

10 | Adolf Weber: Die Großstadt und ihre sozialen Probleme, Leipzig 1918, S. 19.

11 | Karin Wilhelm: »Städtebauthorie als Kulturtheorie – Camillo Sittes ›Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen‹«, in: Lutz Musner/Gotthard Wunberg/Christina Lutter (Hg.), Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften, Wien 2001, S. 89-109, hier S. 101.

überwog die Skepsis. »Kultivierte Menschen der Alten Welt« könnten »in jenen stolzen Luftschlössern niemals heimisch« werden, urteilte Ernst von Wolzogen. »Sie finden es fußkalt darin, weil die unteren Stockwerke unbewohnt sind und alle Winde frei durch das leere Eisengerippe streichen. Wir wurzeln eben mit unserer ganzen Seele in der Vergangenheit.«¹² Der Schematismus, den viele auch schon in den europäischen Städten drohen sahen und der schließlich auch am neusachlichen Stil kritisiert werden sollte, wurde mit geistiger Verödung gleichgesetzt: Der als »organisch gewachsen« verstandene Raum galt als Gleichnis und Garantie gelingender menschlicher Kommunikation, die sich nicht durch den Stil des Austauschs, sondern durch die historische Verwurzelung gewachsener Gemeinschaften auszeichnete.

Die offensichtliche Bedeutung der Bewegung, die den gebauten Raum in der Wahrnehmung in den Hintergrund treten ließ, setzte überhaupt erstmals den Blick auf das Verhältnis von Raumvertrauen und Nahkommunikation frei.¹³ Wurden einerseits Vorstellungen gewachsener Gemeinschaft zu bewahren versucht, so äußerte sich in der verbreiteten intellektuellen wie künstlerischen Auseinandersetzung des Individuums mit der Großstadt andererseits ein subjektiver Idealismus, der ein bestimmtes Ich-Konzept gegen die Herausforderungen der großstädtischen Sinnessimultaneität zu verteidigen suchte. Die Autonomie des bürgerlichen Subjektkonzepts war durch die Rückkehr der ungebändigten Sinneseindrücke gefährdet, nachdem Aufklärung und Romantik »die Natur« – analog zu ihrer technischen Meisterung – intellektuell und künstlerisch gebändigt und integriert hatten. Mit der modernen Großstadt kehrte diese Herausforderung in anderer Form zurück.

In den zahlreichen Bildern dieser Zeit zum Thema »Mensch und Großstadt« ist der zeitgenössische Nervositätsdiskurs auf den Punkt gebracht: die Angst nicht allein vor der Kommunikationslosigkeit durch den alles erdrückenden Raum der modernen Stadt, dem Synonym für die weltgestaltende Maschine, sondern vor dem Verlust der Möglichkeit, überhaupt zu kommunizieren.¹⁴ Auch die Literatur der Moderne nahm dies bekanntlich auf, indem die »raumgreifende Delokalisierung, Entgrenzung und De-

12 | Ernst von Wolzogen: *Der Dichter in Dollarica*, Berlin 1912, S. 275ff., zit. n. Alexander Schmidt: *Reisen in die Moderne. Der Amerika-Diskurs des deutschen Bürgertums vor dem Ersten Weltkrieg im europäischen Vergleich*, Berlin 1997, S. 270.

13 | Vgl. Moritz Föllmer (Hg.): *Sehnsucht nach Nähe. Interpersonale Kommunikation in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert*, Stuttgart 2004.

14 | Vgl. Eberhard Roters: »Die Straße«, in: Eberhard Roters/Bernhard Schulz (Hg.), *Ich und die Stadt. Mensch und Großstadt in der deutschen Kunst des 20. Jahrhunderts*, Berlin 1987, S. 35-58.

komposition der Großstadt als ›Zeichenstätte‹ zum beherrschenden Erzählprinzip« wurde.¹⁵ An die Stelle des die Erzählungen zentrierenden Subjekts trat die Selbsterzählung der »Stadt«, die der semiotischen und realen Dynamik nachfolgte, den Beobachter in sich aufnahm und ihn nicht selten überwältigte. Das hat zu einer fundamentalen Verschiebung des Subjektdiskurses geführt: Nun ging es vorrangig darum, die Wahrnehmung der Stadt zu bewältigen und dafür entsprechende physiologische Fähigkeiten zu kultivieren. Das hatte paradoxerweise eine nachhaltige, wenn auch prekäre Rezentrierung des mit sich selbst und seinem Sicherheitsverlust befassten Subjekts zur Folge.

2. Medialisierte Erfahrung: Selbstverlust und technische Metaphern der Stadtwahrnehmung

Zwischen 1880 und 1930 wurden Großstädte zu »gewaltigen Kommunikationsmaschinen«,¹⁶ die sich durch eine besondere Häufung, Verdichtung und Vernetzung von Einrichtungen und Möglichkeiten der Kommunikation auszeichneten. Dazu trugen die Ausweitung des Zeitungsmarktes und die Entstehung des Kinos in quantitativer und qualitativer Hinsicht bei. Im Stadtraum wurden Informationen verbreitet, die das Leben in ihm und die Form, in der es erzählt wurde, in hohem Maße selbst hervorriefen. Art und Rhythmus der Informationen passten sich dem Stadtleben an.¹⁷ Kondensate gestalteten Aktualität in Form von Schlagzeilen und Ausrufern. Presse- und zunehmend auch Bildmedien waren durch das Reportagehafte an der Zerlegung der Stadt in Deutungs- und Sinneseinheiten beteiligt, die eine impressionistische Wahrnehmung beförderte. Die Konfrontation mit der physischen Realität der modernen Großstadt wurde durch ihre Medialisierung verdoppelt, weil Zeitungen oder Kinos mit der Vervielfältigung von Eindrücken arbeiteten. Zugleich kanalisieren sie das Bild des Stadtlebens, indem sie Diskurse schufen, in denen sich diese Konfrontation und ihre Verarbeitungen niederschlugen, wo sie präsent gehalten und abgefedert wurden.

Joseph Roth, der als Feuilletonist in den 20er Jahren solche Diskurse selbst mitgestaltete, zog den medialen Arrangements die »Macht des Spaziergängers« vor. Er versuchte die »mikroskopischen Ereignisse« der Straßenimpressionen statt des »aufgeplusterten Unwesentlichen« der typogra-

15 | Klaus R. Scherpe: »Nonstop nach Nowhere City?«, in: ders. (Hg.), Die Wirklichkeit der Städte. Großstadtdarstellungen zwischen Moderne und Postmoderne, Reinbek 1988, S. 129-152, hier S. 130.

16 | Karl W. Deutsch: »Soziale Kommunikation und die Metropole«, in: Karl Schwarz (Hg.), Die Zukunft der Metropolen, Band 1, Berlin 1984, S. 53-58, hier S. 53.

17 | Vgl. Peter Fritzsche: Reading Berlin 1900, Cambridge, MA 1996.

phisch überhöhten Litfaßsäulen- und Schlagzeilenverkündigung ins Zentrum seiner Wahrnehmung zu rücken.¹⁸ Bei anderen Zeitgenossen zeigte sich deutlicher, wie die Stadt selbst in den Ausdrucksformen dieser neuen Medien wahrgenommen wurde. Arthur Holitscher fand sich in Chicago beim Heraustreten aus seinem Hotel in einen »Wirbelsturm von Menschen« gestellt und sah die »zappelnden Bewegungen, die die Menschen in Kinematographenaufnahmen bekommen [...], hier in Natur übertragen«.¹⁹ Zeitung und Kino wurden zu osmotischen Repräsentationsmedien der Stadt.²⁰ Zwischen die Stadt als materiellem Raum und ihre Wahrnehmung schoben sich fotografisch und filmisch arbeitende Medien – als Metaphernreservoir und als Wahrnehmungserfahrung. Stadtwahrnehmung und Wahrnehmungsstadt waren nicht mehr voneinander zu trennen.²¹

Dem entsprachen die häufigen Wahrnehmungen der modernen Großstadt als Maschine, mit denen die impressionistischen Wahrnehmungen ebenfalls in ein kohärentes Deutungsmuster eingebunden wurden.²² Egon Friedell erkannte Berlin als »wundervolle moderne Maschinenhalle«, der noch die Seele fehle. Auch er empfand das Leben der Stadt wie das »Leben eines Kinematographentheaters«.²³ Walther Rathenau sah den Menschen in diesem Mechanismus als »Maschine und Maschinenführer« zugleich: »Sichtbare und unsichtbare Netze rollenden Verkehrs durchziehen und

18 | Joseph Roth: »Spaziergang (1921)«, in: Michael Bienert (Hg.), Joseph Roth in Berlin. Ein Lesebuch für Spaziergänger, Köln 1996, S. 65ff.

19 | Arthur Holitscher: Das amerikanische Gesicht, Berlin 1916, S. 9f.

20 | Zum Medienbild Berlins vgl. etwa Katrin Dördelmann: »Die Darstellung Berlins in der populären Zeitschriftenpresse, 1870-1933«, in: Gerhard Brunn/Jürgen Reulecke (Hg.), Metropolis Berlin. Berlin als deutsche Hauptstadt im Vergleich europäischer Hauptstädte 1870-1939, Bonn, Berlin 1992, S. 127-150. Zur literarischen Repräsentation der Stadt vgl. Susanne Hauser: Der Blick auf die Stadt. Semiotische Untersuchungen zur literarischen Wahrnehmung bis 1910, Berlin 1990; Sabina Becker: Urbanität und Moderne. Studien zur Großstadtwahrnehmung in der deutschen Literatur 1900-1930, St. Ingbert 1993.

21 | Vgl. Walter Prigge: »Mythos Architektur. Zur Sprache des Städtischen«, in: Gotthard Fuchs/Bernhard Moltmann/ders. (Hg.), Mythos Metropole, Frankfurt am Main 1995, S. 73-86; Michael Bienert: Die eingebildete Metropole. Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik, Stuttgart 1992.

22 | Zur Großstadtwahrnehmung vgl. Ralf Stremmel: Modell und Moloch. Berlin in der Wahrnehmung deutscher Politiker vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg, Bonn 1992; Andrew Lees: »Perceptions of Cities in Britain and Germany 1820-1914«, in: Derek Fraser/Anthony Sutcliffe (Hg.), The Pursuit of Urban History, London 1983, S. 151-166; Rolf Peter Sieferle/Clemens Zimmermann: »Die Stadt als Rassengrab«, in: Manfred Smuda (Hg.), Die Großstadt als »Text«, München 1992, S. 53-72.

23 | Egon Friedell: Ecce poeta, Berlin 1912, S. 259f.

unterwühlen die Schluchten und pumpen zweimal täglich Menschenkörper von den Gliedern zum Herzen.«²⁴ Gespeist aus verschiedenen Energien, machten diese Netze – so Georg Simmel – aus Berlin eine Stadt ohne menschliche Einheit, »über dessen Glieder die unorganischen Kräfte Herr werden«.²⁵

Indem die Stadt als Maschine imaginiert wurde, mutierte der Mensch zur Apparatur, und die Metaphorik des Nervensystems diente zur Veranschaulichung der neuen, nur zum Teil kontrollierbaren Beziehungen in der Stadt.²⁶ In den Augen ihrer intellektuellen Beobachter stand darin das Ideal einer sozial und räumlich verankerten Kommunikationsautonomie auf dem Spiel; die Menschen schienen nur noch als Verlängerung der Stadt, als Nervenmaschine zu agieren, die auf Kosten der eigenständigen Vergesellschaftung durch direkte Kommunikation allein sich selbst kommunizierte. Die Passanten der Stadt wirkten nur noch wie Teile dieser Maschine: »Wie lang nebeneinandergezogene bunte Ketten, deren Glieder sich fortwährend lösen, erscheinen die Passanten auf den Trottoirs.«²⁷

3. Großstadtstraße und Kommunikationskrise: Der Verlust des Raumvertrauens

Mobilität, Vernetzung und Dauerkontakt als neue und intensivierte Treibern des großstädtischen Lebens um 1900 machten insbesondere die Straßen zum zentralen Feld der Kommunikationskrise und ihrer Bewältigung.²⁸ Soziologische und literarische Deutungen sahen den »urbanism« als Lebensform²⁹ vor allem als Bewältigung einer durch das intensive Straßenerleben verursachten »Bewußtseinskrise der Moderne«.³⁰ Zwar versuchten Werbesemiotik und Fremdenverkehrsorte den Blick von ihr weg

24 | W. Rathenau: Kritik der Zeit, S. 15f.

25 | Aus einem Brief Simmels an Margarete Susman, 17.1.1918, zit. n. M. Biebert: Eingebildete Metropole, S. 43.

26 | Vgl. Joachim Radkau: Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München 1998.

27 | Max Kretzer: »Die Betrogenen (1881)«, in: Jürgen Schütte/Peter Sprengel (Hg.), Die Berliner Moderne 1885-1914, Stuttgart 2002, S. 252-256, hier S. 253.

28 | Ohne Pendant für Deutschland vgl. James H. Winter: London's Teeming Streets 1830-1914, London, New York 1993; Lynda Nead: Victorian Babylon. People, Streets and Images in Nineteenth-Century London, New Haven, London 2000.

29 | Vgl. in der Nachfolge Simmels Louis Wirth: »Urbanism as a Way of Life«, in: The American Journal of Sociology 44 (1938/39), S. 1-24.

30 | Vgl. Hartwig Isernhagen: »Die Bewußtseinskrise der Moderne und die Erfahrung der Stadt als Labyrinth«, in: Cord Meckseper/Elisabeth Schraut (Hg.), Die Stadt in der Literatur, Göttingen 1983, S. 81-104.

und auf die Gebäude zu lenken, aber die Straße überwog gegenüber der Wahrnehmung von Fassaden oder Innenräumen. Gleichsam magnetisch zog sie die Aufmerksamkeit auf sich, was eine Folge sowohl der physischen Beanspruchung durch die Straßensituation als auch der von ihr getrennten Suche nach ruhigeren Positionen war, die ein Beobachten erlaubten. Die Passion des Reisens und der Reisebeschreibungen wandte sich am Ende des 19. Jahrhunderts auf die nahen Räume und ihre dramatischen Veränderungen selbst zurück.³¹

Das ethnologische Feld der Großstadtstraße wurde in vielem als symptomatisch für Leitaspekte der urbanen Kommunikationsform gesehen: Bewegung und Anonymität, Zivilisierung und Koordination von Verhaltensformen, Kontingenz der Begegnung und Funktionalität der Nutzung, Konfrontation mit Sinnesattacken und Bewältigung der Eindrücke.³² Dichte Menschenbewegungen auf den Straßen erschwerten Gruppenbildungen; der Verzicht auf Vorräume in proletarischen Wohngegenden schränkte gesellige Orte im Weichbild von Wohnung und Straße ein; und der Einsatz von moderner Wohntechnik führte zu einer fortschreitenden Abdichtung der Einzelwohnung als »säkularer Version der spirituellen Zuflucht«.³³

Wie schon bei Arthur Holitscher prägte sich der Erstkontakt mit der Straße als Schwellensituation ein – beim Verlassen des Hotels, des Warenhauses oder des Bahnhofs. Gleich zu Beginn benutzte ein Berlin-Reiseführer von 1912 allerlei Begriffe für die Massierung von Menschen in der Stadt: das »Gewoge der Riesenstadt«, die »Hilflosigkeit inmitten des Taumels« im Kaufhaus Wertheim, man spüre die »Welle des Berliner Verkehrs über sich hinwegschlagen«, und »die Flut der Beleuchtung« werde »mit der wogenden Menschenmasse lebendig«.³⁴ Der erste Eindruck des Reisenden wurde auf die Bewegung und insbesondere auf die modernen Verkehrsmittel der Stadt gelenkt. Es gab im Raum keine festen Punkte mehr, an denen sich der Besucher orientieren konnte. Die Auflösung seines Standorts wurde einerseits durch die vorgeschlagene Bewegung im Strom der Menschen noch verstärkt: Berlin sollte als Bewegung erfahren werden.³⁵ Andererseits bot

31 | Vgl. M. Christine Boyer: *The City of Collective Memory. Its Historical Imagery and Architectural Entertainments*, Cambridge, MA, London 1994, S. 205-292.

32 | Vgl. Gottfried Korff, »Mentalität und Kommunikation in der Großstadt. Berliner Notizen zur ›inneren‹ Urbanisierung«, in: Hermann Bausinger/Theodor Kohlmann (Hg.), *Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung*, Berlin 1985, S. 343-362.

33 | Richard Sennett: *Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds*, Frankfurt am Main 1984, S. 39.

34 | »Berlin für Kenner (1912)«, in: J. Schutte/P. Sprengel (Hg.), *Berliner Moderne*, S. 95-99, hier S. 97.

35 | Vgl. Lothar Müller: »Modernität, Nervosität und Sachlichkeit. Das Berlin

sich der Reiseführer als Orientierungshilfe an: Die Realität der Überforderung und ihr Klischee, das den Reiseführer als notwendiges Hilfsmittel rechtfertigte, gingen hier ineinander über.

Der Mensch wurde bereits vor 1914 kritisch und euphorisch als Teil dieser dauernden Bewegung beschrieben. In exponierter Weise findet sich die Intensivierung sensuellen Lebens kurz nach der Jahrhundertwende bei den Expressionisten wieder. So plädierte etwa Ludwig Meidner dafür, die Großstadtstraße als Heimat anzunehmen und zu beschreiben – gerade weil sie »ein Bombardement von zischenden Fensterreihen, sausenenden Lichtkegeln zwischen Fuhrwerken aller Art und tausend hüpfenden Kugeln, Menschenfetzen, Reklameschildern und dröhnenden, gestaltlosen Farbfetzen« sei.³⁶ In ähnlicher Rhetorik schlugen sich auch Erfahrungen amerikanischer Großstadtstraßen nieder.³⁷ Der Straßenverkehr gleiche »wahren Infanterieattacken«, hieß es 1893, man fühle sich »gefangen wie auf einem großen industriellen Schlachtfeld inmitten einer Schlacht, die nur nachts teilweise unterbrochen« werde.³⁸ Insbesondere die Wolkenkratzer der amerikanischen Städte brachten dann auch die Beobachterposition der Besucher selbst ins Wanken: »Da schritt ich wieder durch die Straßen und Gassen, die mir so eng erschienen bei der Höhe ihrer Wände und im Gedränge des Menschengewoges; da packte mich wieder das rücksichtslos aufgerichtete Streben so mächtig, daß ich nicht wagte, emporzuschauen, weil meine Sinne betäubt wurden und mir schwindelte.«³⁹ Die Wahrnehmung der fortgeschrittenen und exzeptionelleren Stadtentwicklung in den USA diene dabei zunächst als Folie und Schreckensperspektive, in den 20er Jahren aber auch als zu erstrebendes Idealbild.

der Jahrhundertwende als Hauptstraße der »neuen Zeit«, in: *Mythos Berlin. Zur Wahrnehmungsgeschichte einer industriellen Metropole*, Berlin 1987, S. 79-92.

36 | Zit. n. Ruth Glatzer, *Das Wilhelminische Berlin. Panorama einer Metropole 1890-1918*, Berlin 1997, S. 325.

37 | Vgl. Ralf Thies/Dietmar Jazbinsek: »Berlin – das europäische Chicago. Über ein Leitmotiv der Amerikanisierungsdebatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts«, in: Clemens Zimmermann/Jürgen Reulecke (Hg.), *Die Stadt als Moloch? Das Land als Kraftquell? Wahrnehmungen und Wirkungen der Großstadt um 1900*, Basel, Boston, Berlin 1999, S. 53-94; A. Schmidt: *Reisen in die Moderne*; Georg Kamphausen: *Die Erfindung Amerikas in der Kulturkritik der Generation von 1890*, Weilerswist 2002.

38 | Ernst von Hesse-Wartegg: *Chicago. Eine Weltstadt im amerikanischen Westen*, Stuttgart 1893, S. 17ff., zit. n. A. Schmidt: *Reisen in die Moderne*, S. 247.

39 | Ludwig Brinkmann: *Eroberer. Ein amerikanisches Wanderbuch*, Frankfurt o.J. (1910), S. 48f., zit. n. A. Schmidt: *Reisen in die Moderne*, S. 243.

4. Berliner Straßenbilder: Eine »Raumgemeinschaft« aus »Singularen«

So konzentrieren sich – von Georg Simmel über die Feuilletonisten der Weimarer Republik bis hin zu Willy Hellpachs Berlin-Studien – die Beschreibungen des großstädtischen Habitus im Wesentlichen auf die individualpsychologische Anpassung an die Straßenerfahrung.⁴⁰ »Reserviertes Nebeneinander« und »pflichtbewußte Sachlichkeit« dominierten den Umgang des großstädtischen Bürgertums untereinander, heißt es in einer Sozialgeschichte der Großstadt von 1925.⁴¹ Nach Hellpach formten »emotionale Indifferenz« und »sensuelle Vigilanz«⁴² den Passanten als »Virtuosen der Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit, der die zu nichts verpflichtende Höflichkeit der momentanen Begegnung dazu nutzt, sich distanziert im Möglichkeitsmeer von Sozialkontakten zu bewegen«. ⁴³ Dabei stand weniger die Beschreibung der realen Straßenpraxis im Mittelpunkt, sondern es wurden Idealtypen gewonnen, deren Metaphorik oftmals aus der Wahrnehmung der kapitalistischen Wirtschaftsbeziehungen oder der modernen Architektur stammte.

Auch Joseph Roth griff auf diese Kategorien zurück. Auf den Straßen, in den Konsumorten und auf den verschiedenen Vergnügungsfeiern seien die Menschen »einander fremd«, stellte er 1924 fest. Zwischen ihnen lägen »Schicksale, Welten«. Die Berliner seien »lauter Singulare«, umgeben von »Bergen aus Eis«, bildeten aber dennoch eine »Raumgemeinschaft«. ⁴⁴ Damit wies Roth zugleich auf die lokalen Stilbildungen der einzelnen Städte hin. Gerade für Berlin galt vielen Beobachtern eine ausgeprägte Geschäftigkeit als ausgemacht. Im Vergleich zu Paris gab es weniger Flaneure und kaum Spaziergänger; der Berliner galt vor allem als Konsument, nicht zuletzt aufgrund der wuchernden Warenhäuser und Geschäftsstraßen. ⁴⁵ Er

40 | Vgl. G. Korff: Mentalität und Kommunikation.

41 | Martin Leinert: Die Sozialgeschichte der Großstadt, Hamburg 1925, S. 203.

42 | Willy Hellpach: »Berlinertum. Versuch zur Wesenskunde eines Weltstadtmenschenschlags«, in: Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins 1941, S. 45-63, hier S. 60; diese Begriffe auch schon in ders.: Mensch und Volk der Großstadt, Berlin 1939, S. 74f. Vgl. dazu G. Korff: Mentalität und Kommunikation.

43 | L. Müller: Modernität, Nervosität und Sachlichkeit, S. 89.

44 | Joseph Roth: »Der Winter unseres Mißvergnügens (1925)«, in: ders., Werke, Band 4, Amsterdam, Köln 1976, S. 29. Vgl. Karl Prümm: »Die Stadt der Reporter und Kinogänger bei Berlin, Brentano und Kracauer. Das Berlin der zwanziger Jahre im Feuilleton der ›Frankfurter Zeitung‹«, in: K. Scherpe (Hg.), Unwirklichkeit der Städte, S. 80-105.

45 | Vgl. Harald Neumeyer: Der Flaneur. Konzeptionen der Moderne, Würzburg 1999, S. 144-163.

sei nur auf der Straße, »wenn er geschäftliche Besuche macht, wenn er in sein Bureau geht oder wenn er nach Hause fährt.«⁴⁶ Daraus resultierten nicht selten Konflikte zwischen Stadtbewohnern und Besuchern oder Zugezogenen aus der Provinz. Ein Franzose beobachtete 1892 noch einen insgesamt provinziellen Stil der Berliner Fußgänger, die sich auf den Bürgersteigen »unbehaglich« fühlten. »Sie bewegen sich ungeschickt, verstehen es nicht, sich durchzuschlängeln und brauchen weit mehr Platz, als sie nöthig hätten.«⁴⁷

In den Augen von Arthur Eloesser machte den idealen Großstädter hingegen gerade »eine gewisse Fügsamkeit [aus,] eine dauernde Tendenz, Platz zu machen, eine gefällige Neigung, gelten zu lassen, Gleichberechtigung, mit wem es auch sei, anzuerkennen.«⁴⁸ Dagegen

»sträube sich [in Berlin] immer noch ein pretiöses Grandentum, eine atavistische Tendenz der Unterscheidung und Überhebung. [...] Leute, die eine fühlbare Respektsgrenze um sich ziehen wollen, die sich gleichsam mit Stacheln gürten und von dem Raum, von der Atmosphäre mehr beanspruchen, als jedem Individuum zukommt, wirken als Kleinstädter.«

Großspurigkeit und Ängstlichkeit behinderten gleichermaßen vor allem eines: das Tempo der Stadt. Mit der Zeit bildete sich aber ein wiedererkennbarer Stil heraus, den Heinrich Mann an den sich ähnelnden »verfeinerten, kritischen und tapferen Gesichtern« der »Vorübertreiben[den] im Meer der Straßen« und einer »überaus durchgebildeten Sprache« festmachte.⁴⁹ Die Berliner Schlagfertigkeit zählt auch dazu, eine Verkürzung der Sprache zum Jargon, die aus der dauernden »Entgegnung auf minimale Reize« und dem »Wechsel der Entschlüsse in jedem Augenblick« resultierte.⁵⁰

In den Wahrnehmungen Berlins mischten sich allgemeine Topoi der Stadtkritik und spezifische Merkmale Berlins. So vereinte Wilhelm Hausenstein 1929 genau diese Spannung: Allein die klassizistischen Gebäude vermittelten noch ein Gefühl der Verortung, ansonsten sei man »auf Flächen projiziert«. Berlins Identität mache gerade die raumauflösende Dynamik aus: »In Berlin scheint [...] das Formale der Zirkulation die Substanz

46 | Edmund Edel: Neu-Berlin, Berlin, Leipzig 1908, S. 14.

47 | Vgl. Thomas Lindenberger: Straßenpolitik. Zur Sozialgeschichte der öffentlichen Ordnung in Berlin 1900 bis 1914, Bonn 1995, S. 51.

48 | Arthur Eloesser: »Großstadt und Großstädter (1909)«, in: ders., Die Straße meiner Jugend, Berlin 1987, S. 31-38, hier S. 37.

49 | Heinrich Mann: »Berlin«, in: ders., Essays, Hamburg 1960, S. 434-442, S. 438f.

50 | Richard Hamann: Der Impressionismus in Leben und Kunst, Berlin 1907, S. 204, zit. n. L. Müller: Modernität, Nervosität und Sachlichkeit, S. 89.

des Daseins ausmachen zu wollen.«⁵¹ Für Hausenstein war Berlin in der Moderne angekommen: Jahrzehnte nach der Hochphase der »Großstadtfeindschaft« hatte die Stadt ihren Historismus überwunden und sich dem Gestaltungsprinzip der modernen Stadt unterworfen.

5. Urbanisierung und Raumordnung: Schwellenräume in der modernen Stadt

Entgegen der großstadtfeindlichen Kritik an der Auflösung des bürgerlichen Selbst gerade die Ambivalenz der modernen Großstadt erkannt zu haben, die Individualität bedrohte und gleichzeitig Freiheitspotenziale schuf, war eine Errungenschaft der um 1900 entstehenden Stadtsoziologie im Umfeld von Georg Simmel, Emil Durkheim und Robert Ezra Park. Die Großstadt wurde hier als Laboratorium nicht nur des urbanen, sondern des modernen Menschen schlechthin erkannt und analysiert. Die prominenteste dieser Beobachtungen, Georg Simmels Analyse der städtischen Mentalität, ging von der Auflösung des Raums und der Dezentrierung des Subjekts durch die Vielfalt der Sinneseindrücke aus. Auch Simmel hatte sich, wie viele andere, auf das Verhalten im öffentlichen Straßenraum konzentriert; hier wurden die von ihm herausgefilterten Umgangsformen der Indifferenz, der Blasiertheit und der Reserviertheit eingeübt und sichtbar.

Doch der Blick auf die Straße allein verengt das Sichtfeld. Die Habitualisierung urbaner Stile war mit einer Raumordnung gestaffelter Öffentlichkeiten und Zugänge verbunden, in denen Geselligkeits- und Kommunikationspraktiken unter den Bedingungen der transitorischen Nähe erprobt wurden. Hier spielten Schwellenräume eine entscheidende Rolle: Sie bildeten Zonen des Übergangs zwischen Straßen und dem Inneren von tertiären Funktionsorten des Konsums und der Dienstleistung. Zwischen offenen und geschlossenen Raumbereichen in den innerstädtischen Zentren wechseln zu können, war mit unterschiedlichen Zugangscodes verbunden, etwa mit Kleidung und Geld als materiellem, Verhaltensstilen und Umgangsformen als sozialem Kapital. In den Schwellenräumen wurde das Recht auf Zugang und Zugehörigkeit eingefordert, taxiert und erprobt; sie waren die Bewegungsschleusen einer urbanen Gesellschaft, die hochgradig mobil wurde und Zugang nicht mehr durch Bekanntheit oder – wie in Warenhäusern – durch Besitz allein segregierte. In den Schwellenräumen lernte die moderne Gesellschaft, mit ihrer eigenen Vielfalt umzugehen, die im Straßenraum unter dem Mantel der einheitlichen Bewegung teilweise verborgen werden konnte, aber an den Übergängen in Kinos, Hotels oder Restaurants oft den Unterschied ausmachte.

51 | Wilhelm Hausenstein: Berliner Eindrücke, Berlin 1929, S. 89f., zit. n. M. Bienert: Eingebildete Metropole, S. 63.

Diese Schwellenräume waren ein Produkt der Hochphase der industriellen Urbanisierung zwischen 1880 und 1910, als es mit dem immensen Wachstum vieler Städte auch zu ihrer sozialen und funktionalen Segregation kam.⁵² Es entstand eine doppelte Geographie der Differenz: durch die sozialen Trennungen zwischen Wohnvierteln und durch die topographischen Konzentrationen von Funktionsorten der städtischen Infrastruktur gegenüber ausgeprägten Wohnlagen. Diese verschiedenen Räume wurden ihrerseits über Funktionsbeziehungen, Verkehrsbindungen und Konsumpraktiken immer dichter miteinander vernetzt. Aufenthaltsdauer und Bindungsfrist wurden zu zentralen Unterscheidungsmerkmalen für die kommunikativen Praktiken in diesen Räumen. Verdichtete Knotenpunkte des städtischen Kontakts einander Fremder entstanden, auseinander liegende Räume wurden zum Teil über größere Entfernungen hinweg im Zuge eines persönlichen »Mapping« des Stadtraums verbunden. Ein wesentlicher Erfahrungsmodus wurde die transitorische Nähe: die räumlich nahe, aber zeitlich kurzfristige Begegnung mit Unvertrauten.

Auf Bewegung angelegte Verkehrs- und Raumformen nahmen zum neuen Kernbereich der Stadt, der City, hin zu. Dort prägten – neben Straßenzügen, Fassadengestaltungen und einer eigenständigen Stadtsemiotik der Hinweisschilder – Funktions- und Konsumorte mit ausgeprägtem Durchgangscharakter den städtischen Kommunikationsraum. Die Fluktuation in zentrumsnahen Bereichen und proletarischen Wohngegenden – nicht nur durch häufig wechselnde Nutzer, sondern auch durch die mehrheitlich nichtlokale Herkunft der Stadtbewohner – erforderte die Aufstellung von Regeln und deren Veröffentlichung. Analog dazu setzte mit der Planung von Villenvierteln, Gartenstädten und Angestelltensiedlungen ein Bautrend ein, der den privaten Raum und seine kommunikativen Funktionen gegenüber dem innerstädtischen Nutzraum betonte.

Allerdings ignorierten Klagen über die Anonymität in den wuchernden städtischen Gebilden jene gegenläufigen Prozesse, die über unpersönliche Kommunikationsformen Bindungen einer neuen Art schufen. So kam es komplementär zur Auflösung der Raumbindung durch Zunahme von Fluktuation und temporären Aufenthaltsorten zu einer Relokalisierung durch neue Viertel und Milieus; viele Großstadtviertel, die noch heute ein eigenständiges Gepräge haben, gehen – wenngleich mehrfach verändert und nicht selten nostalgisiert – auf die Jahrhundertwende zurück.⁵³ Kneipen,

52 | Vgl. Anthony Sutcliffe (Hg.): *Metropolis 1890-1940*, London 1984; Clemens Zimmermann: *Die Zeit der Metropolen. Urbanisierung und Großstadtentwicklung*, Frankfurt am Main 1996. Zum wilhelminischen Berlin zusammenfassend David Clay Large: *Berlin. Biographie einer Stadt*, München 2002, S. 21-117.

53 | Zur Spannung zwischen innerstädtischer und peripherer Urbanisierung vgl. Michael Wagenaar: »Conquest of the Center or Flight to the Suburbs? Divergent

Gewerkschaftshäuser oder Waschküchen dienten in proletarischen Wohngebieten als wiedererkennbare Bezugspunkte und Kommunikationsorte und trugen zur Verstetigung von sozialen Milieus bei, die durch die soziale Ausdifferenzierung von Wohnlagen entstanden waren.⁵⁴ Aber auch in der City wurden Funktionsorte wie Warenhäuser, Hotels oder Cafés zu Fixpunkten. Mit ihnen entstand ein neuer städtebaulicher Typus halböffentlicher und multifunktionaler Räume, in denen sich die Transitorität des Konsums und die Verstetigung des Angebots durch Werbung und Imagebildung auf neuartige Weise verbanden.

Zugang zu ihnen war nur durch Schwellenräume möglich: Eingangsbereiche, kontrollierte Zonen innerhalb der Gebäude sowie durch ihren Zweck von anderen Bereichen abgesetzte Räume, die über spezifischere Codes gesteuert waren. So endete der Schwellencharakter zwischen Straße und Gebäuden nicht an deren Eingang, sondern reichte weit in diese Konsumräume hinein, in denen sich Zugänge und Einlässe staffelten: Kinologgen und private Speisezimmer sind klassische Beispiele für eine solche innere Staffellung. Der Zugang zu diesen Räumen hing immer weniger von ständischen Merkmalen ab, sondern stützte sich in zunehmendem Maße auf Symbole von materiellem Status sowie auf Verhaltensformen, die als raumgemäß galten. Gleichzeitig wurde der Schwellencharakter dieser Räume nach außen getragen, indem sich Gebäudegestaltung und Werbung an bestimmte Adressatengruppen richteten und Verhaltenserwartungen auf die Stadtgesellschaft projiziert wurden.

6. Äußerlichkeiten als Unterschied: Schwellenräume in der Sichtordnung der Stadt

Die Verbindung aus der Konsumtopographie der Stadt, ihrer variablen, temporären Nutzung und dem individuellen Mapping der Konsumräume erlaubte eine an bestimmte Raumformen, aber nicht unbedingt an konkrete Orte gebundene räumliche Orientierung des Stadtmenschen. Flexibilität, Wahl und Partizipation machten es notwendig, ihn als Konsumenten gezielter zu erreichen; deshalb wurde er umworben. Die Semiotisierung der Stadt durch Reklameschilder und Lichtwerbung versuchte, temporäre Bindungen von Subjekt und Ort herzustellen, Vertrauen zu schaffen und mit diesem Kapital Bindungen auf Dauer zu stellen.⁵⁵ Je funktionaler die

Metropolitan Strategies in Europe, 1850-1914«, in: *Journal of Urban History* 19 (1992), S. 60-83.

54 | Vgl. Armin Owzar, »Schweigen ist Gold«. Kommunikationsverhalten in der wilhelminischen Gesellschaft, in: M. Föllmer (Hg.), *Sehnsucht nach Nähe*, S. 65-86.

55 | Vgl. S. Becker: *Urbanität und Moderne*, S. 35ff.

Stadträume waren, desto mehr überdeckten den materiellen Raum solche Kommunikationsangebote, die Kontingenz reduzieren sollten. Sie machten gleichzeitig die Simultaneität der Angebote zu vorher unbekannten sinnlichen Herausforderungen.

Das Äußere wurde in dieser von ihrer eigenen Mobilität überraschten Gesellschaft der industriellen Urbanisierung zum leitenden Kommunikationsmedium, bevor die Nahkommunikation überhaupt aufgenommen werden konnte. Park wies auf die Stadt als Schaufeld im doppelten Sinne des Wahrnehmens und der Repräsentation hin:

»Because of the opportunity it offers, particularly to the exceptional and abnormal types of man, a great city tends to spread out and lay bare to the public view in a massive manner all the characters and traits which are ordinarily obscured and suppressed in smaller communities.«⁵⁶

Unter dem Eindruck der neuen Ordnung der Stadt durch das Sichtbare und Äußere professionalisierte sich nicht zuletzt die Phänomenologie. Für Kriminologen wurde dem Gesicht zum Spiegel des Charakters.⁵⁷

In diesem »Klima des ständigen Platzierens und Platziertwerdens durch Ansehen und Aussehen« war das Sichtbare Teil der Theatralisierung des Sozialen und ihrer latenten Bedrohung.⁵⁸ Schon Gebäudefassaden sollten Attraktion und Distanzierung steuern. Baulich kam den Fassaden in der Erlebnistopographie des Großstadtzentrums eine wichtige Rolle bei der Strukturierung der Schwellensituation zu. Hotels, Warenhäuser oder Restaurants hatten keine strikten Zugangsbarrieren mehr; der Zugang zu ihnen wurde durch einen auf die Straße hinausweisenden und in die Gebäude hineinreichenden Wirkungsraum gestaffelter Zugänglichkeiten gesteuert. Repräsentation als Werbung und Distinktion als Abschließungsmodus griffen hierbei jeweils ineinander.

Für diese Leiträume der städtischen Erlebniskultur war die Straße Notwendigkeit und Herausforderung zugleich. Ohne sie war der wirtschaftliche Erfolg undenkbar, aber die dauernde Lage an der Schnittstelle zur allgemein zugänglichen Straße verlangte nach Zugangsdifferenzierungen ohne offen-

56 | Robert E. Park: »The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the City Environment«, in: *The American Journal of Sociology* 20 (1915), S. 612.

57 | Vgl. Gabriela Holzmann: *Schaulust und Verbrechen. Eine Geschichte des Krimis als Mediengeschichte*, Stuttgart 2001; Claudia Schmolders/Sander L. Gilman (Hg.): *Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte*, Köln 2000.

58 | Gertrud Koch: »Nähe und Distanz. Face-to-Face-Kommunikation in der Moderne«, in: dies. (Hg.), *Auge und Affekt. Wahrnehmung und Interaktion*, Frankfurt am Main 1995, S. 272-291, hier S. 273.

sichtliche Gewaltausübung. Diese Differenzierung geschah zum einen durch eine imagologische Projektion auf die Stadt. So wurde etwa in den Werbeanzeigen der städtischen Grandhotels die harmonische und sozial exklusive Ordnung von innen nach außen auf den Vorraum projiziert – oft im Widerspruch zur tatsächlichen Bewegungsstruktur der Straße. Das wertete die kommunikative Funktion von Hotels als Orten des vornehmen Verhaltens und der Stilvorbildlichkeit auf, trug aber zugleich zum Image der Unzugänglichkeit für jene bei, die dem dargestellten Status nicht entsprachen.

Die zweite Differenzierung innerhalb des Schwellenbereichs zwischen Straße und Innenraum der kommerziellen Funktions- und Vergnügungsgebäude war der bauliche Zugangsbereich, vor allem die Fassade und der Eingang. Je nach Lage wiesen Hotels zum Beispiel Balkons oder vorgelagerte Terrassen auf, um Beobachtungsplätze zu schaffen, die Stadt und Rückzugsraum miteinander verbanden. Wichtiger für diese Beziehung zwischen Straße und Binnenraum war aber die Fassadengestaltung. Eine ausgeprägte Ornamentik konnte ebenso wie deren zurückhaltender Einsatz je nach Lage als Bedeutungs- und Distinktionssymbolik fungieren. Lange Gebäudefronten, für die vielfach der Abriss oder Umbau mehrerer Gebäude nötig war, verhießen ebenso wie reale oder symbolische Höhendifferenzen die Besetzung des städtischen Raums. Seriöse und konzentrierte Lichtführungen in Verbindung mit geometrischen Bauformen vermittelten etwa bei vielen Hotels zwischen den zunehmend wilderen Lichtern der Vergnügungsreklame und der Dunkelheit gefährlicher Straßen. Außengestaltung, Fassaden und Lichtführung bestimmten den schmalen Übergangsbereich zwischen unkontrollierbarem Stadtraum und privatem Schlafzimmer. Die Intimität des Privaten musste angesichts der temporären Existenz auf dieser Schwelle durch symbolische Sicherungsarrangements gewährleistet sein.

Aufgrund des halböffentlichen Charakters von Hotels oder Warenhäusern verlängerte sich die Schwellensituation in die Gebäude hinein, die mit besonderen Arrangements Zugehörigkeit und Verbleibsberechtigung nach eigenen Kriterien des Bedarfs regulierten. In den Hotels war es das Ensemble aus der Eingangs(dreh)tür, die weit mehr Offenheit verhiess als jeder Zugang zu Mietwohnungen; aus dem Empfang, der für die Beobachtung wie für die Dienstleistungselemente des Hotels raumprägend, gleichsam panoptisch war; und aus der Hotelhalle selbst, die den zentralen Durchgangsraum des Hotels darstellte und von wo aus die Geschäfts-, Restaurations- und Schlafräume zu erreichen waren. Aufenthalt und Bewegung in der Hotelhalle verlangten nach eigenen Verhaltensregeln.

Wer sich hier bereits aufhielt, gehörte zu einer tendenziell heterogenen Übergangsgemeinschaft, die sich meistens im Wartestand befand. Da es sich nicht um exklusivere Zugangsräume des Hotels handelte, entschied sich auf dieser Bühne, wie die Legitimität der Zugehörigkeit eingeschätzt wurde. Die Portiers wurden mehr oder weniger systematisch in Physio-

gnomie und Verhaltenslehre geschult, und die gegenseitige Beobachtung der Gäste funktionierte als eigenes Korrektiv, in das die Hoteldetektive unauffällig eingebunden waren. Joseph Roth hat in einer idealisierenden Betrachtung der nivellierenden, gleichsam kathartischen Funktion der Hotelhalle die Auflösung von Zeit durch die Funktion und von Raum durch den Stil der Hotelhalle betont:

»Hier, in der Halle, bleibe ich sitzen. Sie ist die Heimat und die Welt, die Fremde und die Nähe, meine ahnenlose Galerie! Hier beginne ich über das Hotelpersonal, meine Freunde, zu schreiben. Es sind lauter Persönlichkeiten! Weltbürger! Menschenkenner! Sprachenkenner! Seelenkenner!«

Roth deutete den von Geschichte entleerten Raum und die transitorische Anwesenheit der anderen Hotelnutzer nicht mehr als eine durch den Verlust des Raumvertrauens verursachte Kommunikationskrise. Vielmehr erlaubte die Hotelhalle es ihm, Zugehörigkeit und Beobachterposition zu verbinden und eine neue Kommunikationsbindung an den Raum aufzubauen. Die Medien seiner Versicherung waren dabei nicht die anderen Gäste, sondern die Angehörigen des Hotelpersonals.

Was die Hotels in ihrer Selbstdarstellung nach außen präsentierten, sollte im Personal seine Entsprechung nach innen finden. Idealerweise verkörperte es das Gesellschaftsideal einer Zurückhaltung des Persönlichen und einer dienstbereiten Vornehmheit – nicht zuletzt als Vorbild für manche Gäste, die in dieser Hinsicht keineswegs verhaltenssicher waren. Dennoch durften diese nicht, wie es in einem Berufsbild von 1910 hieß, durch »allzu feine, auffallende Manieren« in ein »ungünstiges Licht« gestellt werden. Die Kellner seien alle »gut instruiert, keine unnötige Schaustellung von ihren Tugenden und Vorzügen zu machen und die feine Reserve zu beobachten, die sich für jeden gebildeten Menschen schickt.«⁵⁹ Georg Simmel hat die »feine Reserve« als zu bewahrenden Rest der aristokratischen Vornehmheit sogar zum Gegenstand seiner Kommunikations- und Geselligkeitssoziologie gemacht.⁶⁰ In ihrem erziehungsmoralischen Anspruch kam sie dem Wunschbild der Hotels sehr nahe, aus den Bewältigungen der Schwellensituation und den ihr angepassten Verhaltensformen von Zugänglichkeit und Distinktionswahrung ein verallgemeinerungsfähiges Gesellschaftsmodell abgeleitet sehen zu wollen.

59 | Paul Vehling: Die Moral des Hotels. Tischgespräche, New York 1910, S. 93.

60 | Vgl. Habbo Knoch: »Simmels Hotel. Kommunikation im Zwischenraum der modernen Gesellschaft«, in: M. Föllmer (Hg.), Sehnsucht nach Nähe, S. 87-108.

7. Krisenbewältigungen durch Beobachtung: Alternative Subjekt- und Steuerungskonzepte

In Roths emphatischer Beschreibung der Hotelhalle zeichnet sich ein alternatives Subjektkonzept des modernen Großstadtmenschen ab, das nicht der Kritik an den vermeintlich allein verheerenden Konsequenzen der Urbanisierung folgte. Inzwischen haben sozial- und mikrohistorische Studien zur Milieubildung, zu politischen Kommunikationsformen und zur »Straßenpolitik« das Bild einer rein dissoziierten Stadtgesellschaft nachhaltig differenziert. Die Habitualisierung des urbanen Menschen in Reaktion auf Dynamik und Unübersichtlichkeit der modernen Großstadt war kein nur passiver Prozess der Abstumpfung und Nivellierung. Die frühen soziologischen und journalistischen Beobachtungen des Großstadtverhaltens im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts trugen zur Bewältigung der Erfahrung von (bürgerlicher) Subjektkrise und Raumverlust bei. Sie entwickelten andere Subjektkonzepte oder integrierten sie in den Stadtdiskurs, sie ließen die Stadterfahrung als produktive Aneignung der neuen Situation erkennen, nutzten die Vorstellung der bürgerlichen Individualität aber auch, um Steuerungsvisionen der modernen Gesellschaft in den 1920er Jahren zu kritisieren. Zugleich transportierten alle Beobachtungen die grundlegende Spannung des Verlusts von »organischer« Raumbindung und Substanzkrise des Individuums bis in die Wahrnehmung der »klassischen Moderne« am Ende der Weimarer Republik hinein.

7.1 Schwellen des Individuums und Sozialfiguren: Soziologische Krisenbewältigungen

Walter Rathenau fürchtete um die Seele des modernen Menschen, denn das »Gesetz der Großstadt, das die Erinnerungsbilder verjagt, die Sinne blendet und betäubt und alles Erstaunen auslöscht, führt zum Skeptizismus, zur Müdigkeit und Neurose«. ⁶¹ Im Kommunikationsraum Stadt gerieten die Menschen »im bewegten Meer der Sozialkontakte und dynamischen Getriebe der feinstrukturierten Raum-Zeit-Koordinierungen in die Risikozonen der Nervosität«. ⁶² Als wegweisender Beobachter konstatierte Georg Simmel als Reaktion darauf einen Zuwachs an Verstandestätigkeit als »Präservativ der Seele« gegen die dauernden Impressionen. ⁶³ Zugleich analy-

61 | W. Rathenau: Kritik der Zeit, S. 210.

62 | Lothar Müller: »Die Großstadt als Ort der Moderne. Über Georg Simmel«, in: K. Scherpe (Hg.), Unwirklichkeit der Städte, S. 14-36, hier S. 16

63 | Vgl. Georg Simmel: »Die Großstädte und das Geistesleben«, in: Jahrbuch der Gehe-Stiftung zu Dresden 9 (1903), S. 187-206; wieder abgedruckt in: ders., Das Individuum und die Freiheit, Berlin 1984, S. 192-204; L. Müller: Großstadt als Ort der Moderne; Ilja Srubar: »Zur Formierung des soziologischen Blicks«, in: M. Smuda

sierte er weitaus langweiligere Rationalisierungen der Gesellschaft, die von der Geldwirtschaft durchdrungen werde. Im Wechselverhältnis von individueller und ökonomischer Rationalisierung bildete sich nach seinen Beobachtungen in der modernen Stadt ein Verhaltensensemble heraus, in dem physiologischer Impressionismus und kommunikative Ordnung aneinander gebunden waren und gleichzeitig gezielter miteinander verbunden werden mussten.

Simmels Kategorien der »Blasiertheit« und »Reserviertheit« – individuelle Zurschaustellung als Distanzwahrung und Selbstrücknahme als Rest aristokratischer Verhaltensformen – stehen in der spätaufklärerischen Tradition, die Balance von Gefühlskontrolle und Emotionalität zur Basis einer gelingenden zwischenmenschlichen Kommunikation und Geselligkeit zu erklären.⁶⁴ Diese Balance verlangte ein Grundmaß an Selbstdistanzierung, wenn nicht gar Selbstreflexion, die Simmel im Verhaltenscode der Reserviertheit erkannte. Seine Beobachtungen gründeten im Kern auf einer Soziologie der Oberschichten, die ihre vor allem männlich kodierten Führungsqualitäten nun auch im Bewährungsfeld der modernen Stadt ausbilden mussten; insofern nahm die Straße Merkmale der späteren Front vorweg. Während sich um 1900 vor allem für weibliche »Nervositäts«-Leiden ein breites Spektrum an Behandlungen und Therapien abzeichnete, erwies sich die Großstadtstraße für Simmel als Katalysator einer Männlichkeit, in der er rationelles Handeln mit einer – wenn auch distanzierenden – Orientierung an den emotionalen Färbungen zwischenmenschlicher Begegnungen verbunden sah.

Gleichsam als Voraussetzung dafür war die Reserviertheit ein »Präservativ« gegen das Verschwinden des bürgerlichen Menschen in der »Masse«, sie integrierte physisch und distinguierte psychisch über ein Selbst, das sich einen eigenen, aber nicht gänzlich entbundenen Raum schuf. Gegenüber einem auf Raumweite angelegten Repräsentieren bedeutete dies für den Nahraum eine Verinnerlichung der Distinktionsmerkmale, die sich ihrerseits nun eher durch Gesicht, Kleidung und Gesten ausdrückten als durch Distanzgesetze und Entourage.

Simmel stellte mit seinen Kategorien das Verhältnis von Sinneserfahrung und Körperlichkeit ins Zentrum der Analyse der großstädtischen Lebensform. Für ihn war der Psychologismus, den er selbst damit begrifflich vorantrieb, ein Leitmerkmal der Moderne.⁶⁵ Das Ich konzipierte Simmel

(Hg.), Stadt als »Text«, S. 37-52; David Frisby: »Georg Simmels Großstadt: eine Interpretation«, in: L. Musner/G. Wunberg/C. Lutter (Hg.), Cultural Turn, S. 65-88.

64 | Vgl. Martina Kessel: »Das Trauma der Affekte. Zur Sehnsucht nach Gefühlen im 19. Jahrhundert«, in: Claudia Benthien/Anne Fleig/Ingrid Kasten (Hg.), Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle, Köln, Weimar, Wien 2000, S. 156-177, hier S. 158.

65 | Vgl. D. Frisby: Simmels Großstadt, S. 80f.

als gestaffelten psychischen Durchgangsraum, in dem die Übermacht der Eindrücke mit den Kapazitäten des Wahrnehmens auszutarieren war. Das hieß, »das Erleben und Deuten der Welt gemäß den Reaktionen unseres Inneren [...], die Auflösung der festen Inhalte in das flüssige Element der Seele, aus der alle Substanz herausgeläutert ist, und deren Formen nur Formen von Bewegungen sind«,⁶⁶ zu verstehen. Hier bilden sich bereits die zentralen Gegensatzpaare für die Beurteilung der modernen Kommunikationskompetenz ab, die Walter Benjamin und Siegfried Kracauer dann ausbauen sollten: Erfahrung und Erlebnis, Substanz und Oberfläche.

Die unausweichliche Anpassung an die Bewegung der modernen Stadt verlangte nach neuen Konzepten sozialer Identität. Dazu zählten die Formen der Erfahrungsverarbeitung, mit denen der moderne Mensch Distanz zur Welt schuf. Die Habitualisierung von Schutzmechanismen und Beobachterhaltungen erzeugten Schwellen- und Durchgangsräume auf der seelischen Ebene. Die Großstadtstraße als Schmelztiegel und Bühne des urbanen Lebens bot eine medial verstärkte und konditionierte Anschauungsfläche, in der das Gesicht zum Spiegel der Stadt wurde; die Tiefenschichten des Individuums wurden als an die Raumerfahrung gebundene Niederschläge lesbar, womit auch das Gesicht zur Schwelle zwischen Mensch und Stadt mutierte. Analog dazu hatten sich die Schwellenräume der Stadt selbst entwickelt.

Methodisch fanden Mechanisierung, Entgrenzung und Delokalisierung ihren nachhaltigsten Niederschlag in Simmels Abwendung von der gebauten Stadt als Bezugsgröße dessen, was die Stadt ausmacht. Er definierte die Stadt, jenen Drehpunkt der Zirkulation von Waren, Verkehr und Kommunikation, nunmehr anhand ihrer »funktionellen Größe jenseits ihrer physischen Grenzen«. Sie bestehe aus der »Summe der über ihre Unmittelbarkeit hinausreichenden Wirkungen«.⁶⁷ Zugehörigkeit zur Stadt ergab sich durch die Teilhabe an diesen funktionalen Vernetzungen. Dem entsprach Simmel mit seiner Kommunikationssoziologie. Sie bestimmte das Individuum als Zusammenspiel verschiedener Sozialkreise und Zugehörigkeiten.

Der amerikanische Soziologe Robert Ezra Park, der bei Simmel studiert hatte und Mitbegründer der Chicagoer Schule wurde, wandte sich noch expliziter der Bedeutung von Kommunikationsakten für das Entstehen von »Gesellschaft« zu.⁶⁸ Beide betonten die Herausforderung der körperlichen Nähe und die Notwendigkeit, den zwischenmenschlichen Kontakt einander Unbekannter durch neue Verhaltensregeln zu steuern. Für Park war aber die kommunikative Gestaltung des städtischen Raumes wichtiger. »Each

66 | Georg Simmel: Philosophische Kultur, Leipzig 1911, S. 196, zit. n. D. Frisby: Simmels Großstadt, S. 80.

67 | G. Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben, S. 201.

68 | Vgl. Rolf Lindner: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt am Main 1990.

separate part of the city is inevitably stained with the peculiar sentiments of its population. The effect of this is to convert what was at first a mere geographical expression into a neighbourhood [...].«⁶⁹ Was den Wert interpersonaler Kommunikation für die Aneignung gebauter Formen anging, war Park optimistischer als Simmel, und so rückte er stärker das Verhältnis von Stadtraum und Kommunikationsformen in den Mittelpunkt empirischer Stadterkundungen.

Der sich mit der Großstadt etablierende soziologische Blick trug mittelfristig dazu bei, den gleichzeitig weiterverwendeten Topoi des Chaotischen und Ungebändigten entgegenzusteuern. Die Stadt wurde schon in den 1920er Jahren vermehrt als ein durch soziale und kommunikative Prozesse strukturiertes Gebilde wahrgenommen. Damit traten auch neue Kategorien wie Nähe und Distanz, Zugehörigkeit und Fremdheit in den Stadtdiskurs ein. Stadtsoziologie und frühethnologische Stadtbeobachtung strukturierten den städtischen Raum zudem durch die Beschreibung von Sozialfiguren als kommunikativen Anlaufstellen und Fixpunkten der Raumordnung. Insbesondere am Typus des »Fremden« wurden Chancen und Grenzen der Assimilation an auf Vertrauen und Zugehörigkeit beruhenden Milieus einerseits und die intime Anonymität der Großstadt andererseits untersucht. Vor allem Park widmete sich im Umfeld der Chicagoer Schule verschiedenen Typen »marginaler Existenzen«, deren gemeinsames Kennzeichen das Fehlen einer festen Ortsbindung oder einer lokalen Verwurzelung war.⁷⁰ Die daraus resultierende kulturelle Hybridisierung sah Park als paradigmatisch für den modernen Lebensstil insgesamt an.

7.2 Erlebnis und Expression: Stadtverhalten jenseits der Reserviertheit

Gerade die von Simmel 1903 beschriebene Habitualisierung durch Reserviertheit trat spätestens in den 1920er Jahren gegenüber der Betrachtung der Stadt als Erlebnis in den Hintergrund. Simmels Kategorien waren noch durch die Herausforderung der Nähe selbst bestimmt; die Stadt etablierte sich jedoch mehr und mehr als Funktions- und Vergnügungszentrum, in dem das Erlebnis zum Ziel wurde. In den Städten wurden vor allem Künstler zu Protagonisten dieser Erlebnisorientierung, aber zugleich breiteten sich sozial differenzierte und übergreifend zugängliche Unterhaltungsformen aus.

Während Simmel und Hellpach die defensive Konditionierung der Passanten beschrieben, analysierte Robert Walser in einer Beobachtung der Friedrichstraße bereits 1909 ein dauerndes Wechselverhältnis zwischen der Fesselung körperlicher Triebe und ihrer rhythmischen Entfesselung. In der

69 | R.E. Park: *The City*, S. 579.

70 | Vgl. R. Lindner: *Entdeckung der Stadtkultur*, S. 202ff.

Straße fließe die Bewegung »unaufhaltbar und unaufhörlich«, was die Rückkehr des Naturhaften in Form der urbanen Eigendynamik markiert. Die Bewegung sei als »hinreiße[n]de betörende Hast« wahrnehmbar, in der die Menschen »dicht aneinandergepreßt und geknechtet« im »Zwang des zusammengeknabbelten Verkehrs« eine ganz neuartige Körpererfahrung sinnlicher Nähe machten.⁷¹ Doch dies hatte nichts mit menschlicher Nähe zu tun, denn Schicksale und Leidenschaften ohne wechselseitigen Bezug »stolpern hier wild und zugleich ohnmächtig nebeneinander«.

Zu »Nebemenschen« würden sie aber erst durch drei Kommunikations- und Verhaltensregeln, die soziale Gegensätze nivellierten: Kein »vernünftiger Mensch« ließe sich durch die unbeschreiblichen Gegensätze verletzen, die hier »bis zum offenen Unanstand« herrschten; man halte sich gegenüber den »Verlockungen ohne Zahl« zurück und kontrolliere seine Leidenschaften; und schließlich gebe man sich nicht länger persönlichen Bedürfnissen hin: Weil »alles Rücksicht, Rücksicht und nochmals liebende und achtende Rücksicht nehmen muß«, würden »Qualen gemeistert, die Wunden verschwiegen, die Träume gefesselt, die Brünste gebändigt, die Freuden unterdrückt und die Begierden gemäßigt«. Doch abends brächen diese Zurückhaltungen auf, dann sinke »ein wollüstig auf und nieder atmender Körpertraum [...] auf die Straße herab, und alles läuft, läuft und läuft diesem vorherrschenden Traum mit ungewissen Schritten nach«.

Auf die Stadt wurde aber nicht nur durch passive Habitualisierungen reagiert, sondern sie wurde auch als Erlebnisraum gestaltet und genutzt – das zeigen nicht zuletzt die Formen der »Straßenpolitik«, die bis zur Kultivierung öffentlicher Gewaltkommunikation reichten.⁷² Die Stadt war nicht nur Impressions-, sondern auch Expressionsraum. Park verstand die Stadt deshalb als »soziales Laboratorium«, in dem jedes Individuum seinen Raum finden konnte, um seine Besonderheit zum Ausdruck zu bringen.⁷³ Der öffentliche Raum wurde zum Seismographen von Erlebnisverarbeitungen und Krisenschwingungen, in denen die Grundmuster der Kooperation miteinander unvertrauter Fremder herausgefordert wurden. Roth erklärte viele »Peinlichkeiten im öffentlichen Alltag« kurz nach dem Ende der Inflation durch den »undisziplinierten Charakter der Nachkriegsgeneration, die Verbitterung, die mit den Leuten explodiert«. Jeder sähe im Anderen den Feind, die Katastrophe läge immer in der Luft, und es fehle »vor allem an der Disziplin des Individuums; an Wohlerzogenheit; an Formensinn; an natürlichem Takt«.⁷⁴ Wenige Jahre später beobachtete Siegfried Kracauer ei-

71 | Robert Walser: »Friedrichstraße (1909)«, in: ders., Das Gesamtwerk, Band 1, Frankfurt am Main 1978, S. 298-300.

72 | Vgl. T. Lindenberger: Straßenpolitik.

73 | Vgl. I. Srubar: Formierung des soziologischen Blicks, S. 41.

74 | Joseph Roth: »Betrachtung über den Verkehr (1924)«, in: M. Bienert (Hg.), Roth in Berlin, S. 137-143, hier S. 141f.

ne »Nervosität, die bei geringstem Anlaß« ausbräche. »Sie stoßen sich, wenn sie aneinander vorbeigehen, sie sprechen etwas lauter, als es vielleicht üblich ist, und erwecken überhaupt den Eindruck von Reibungsflächen, die sich im nächsten Augenblick entzünden.«⁷⁵

Simmel ließ vor allem die Zurichtung des öffentlichen Verhaltens von außen, also die durch die Makro- und Mikromacht der staatlichen Ordnung, unberücksichtigt; die von ihm beschriebene Habitualisierung idealisierte die Anpassungsleistungen als individualistische bürgerliche Adaption. Welche Rolle die Anwesenheit von Polizei und Anweisern dabei spielte, machte um 1910 die Beschreibung der »amerikanischen Masse« durch Hugo Münsterberg deutlich, wo »die größten Menschenmengen bei öffentlichen Anlässen ohne jede fühlbare Polizeieinwirkung sich selber leiten, wie die Verkehrsgesellschaften fast ohne Kontrolle auskommen, vertrauend, daß jedermann seine Pflicht tut«. ⁷⁶ Keineswegs frei von einer Idealisierung der amerikanischen Freiheit und des Aufstiegsbewusstseins der Mittelschichten, mit denen Münsterberg das gegenseitige Vertrauen und freiwillige Einordnen in die Disziplin erklärte, zeichneten sich hier Koordinaten des Kommunikationsverhaltens ab, die sowohl auf das Ideal als auch auf das Problem der panoptischen und synchronistischen Steuerung der modernen Massengesellschaft verweisen.

7.3 Gleichschaltung gegen Differenz: Panoptische Visionen

Neben der Wucht der großstädtischen Kommunikation waren es – auch bei Simmel – vor allem die Furcht vor Ausbrüchen von Triebhaftigkeit und von sozialen Konflikten, die Utopien einer Ordnung der öffentlichen Massen bis hin zu ihrer Synchronisierung erzeugten. Archetypisch dafür sind die breiten Pariser Boulevards der Haussmann-Ära aus den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts. Die Steuerung und Synchronisierung des großstädtischen Publikums wurde schließlich perfektioniert durch die politische Propaganda der Nationalsozialisten, die den Raum der Stadt durch Lautsprecher und Flugzeuge zum politischen Kommunikationsraum umgestalteten, was jedoch durch die moderne Mediensemiotik der Stadt bereits vorbereitet war.⁷⁷

75 | Siegfried Kracauer: »Unter der Oberfläche (1931)«, in: ders., Berliner Nebeneinander. Ausgewählte Feuilletons 1930-1933, Zürich 1996, S. 26-28, hier S. 27.

76 | Hugo Münsterberg: »Die Amerikaner (1904)«, Band 1, 4. Aufl., Berlin 1910, S. 90, zit. n. A. Schmidt, Reisen in die Moderne, S. 162.

77 | Dazu zählt auch die quasireligiöse Aufladung des Äthers im Zuge der Einführung des Rundfunks. Vgl. Habbo Knoch: »Die Aura des Empfangs. Modernität und Medialität im Rundfunkdiskurs der Weimarer Republik«, in: ders./Daniel Morat (Hg.), Kommunikation als Beobachtung. Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880-1960, München 2003, S. 133-158.

Dieser Gleichschaltung und Durchschaltung konnte man sich kaum entziehen. Das verstärkte aber nur ein ohnehin zur Stadterfahrung gehörendes Muster der Entgrenzung der städtischen Öffentlichkeit bis in den privaten Raum hinein. Die von Simmel konstatierte »Steigerung des Nervenlebens« fand nicht nur auf der Straße statt; Geräusche, Lichter und Bewegungen der Stadt durchdrangen die Wände der Wohnungen. Öffentlicher und privater Raum waren miteinander verschaltet, wenn auch nicht synchronisiert.

Die Masse galt zeitgenössischen Soziologen dabei ebenso als Folge der Entfremdung von sich auflösenden traditionellen Sozial- und Kommunikationsformen, wie sie zunehmend als psychologische Einheit und Gegenstand der emotionalen Steuerung wahrgenommen wurde.⁷⁸ Schwellenräume halböffentlichen Vergnügens und Erlebens, in denen Zugehörigkeiten wechselten und Kommunikation nur bedingt durch Herrschaft gesteuert werden konnte, wurden als kontrollbedürftig und kontrollresistent betrachtet. Damit kam den Utopien, diese Schwellenräume von Verhalten und Erfahrung zu steuern, eine wachsende Bedeutung zu: Macht zu sichern hieß, Räume durch Schwellenkontrollen zu ordnen. Die neuen Massenmedien des aufzeichnenden und durchdringenden Blicks, also die Fotografie und das Röntgen, sowie der aufkommende Rundfunk führten zu Vorstellungen der multimedialen Durchdringung von sozialer Kommunikation – und zwar mit dem Ziel, sie zu synchronisieren.

Solche Vorstellungen, die heterogene Gesellschaft der modernen Stadt mithilfe der modernen Medien zu durchdringen und zu steuern, hatten ihre Entsprechung im Topos der Hypnotisierung durch den Stadtraum selbst. Hier findet sich erneut ein Gegenbild zur Kommunikationsautonomie des bürgerlichen Subjekts. Edmund Edel sah 1908 »Riesenhäuser [...], deren unzählige Fenster hypnotisch auf die Vorübergehenden stieren.«⁷⁹ Die Stadt kommunizierte ihre Macht über die individuelle Wahrnehmung. Zwanzig Jahre später nahm die Kapitalismuskritik bei Hermann Kesser noch deutlichere Formen an: Berlin werde beherrscht vom »Kommando-Gesicht von Gott Handel« als neuem Diktator. »Lautlos steht das Gesicht auf, umkreist von den rollenden Worten der Lichtreklamen, und blickt mit geschlossenen Augen auf den Platz.« Seine einzige Sorge sei »die Schaltung der merkantilen Bewegung. Technik: Ihm ein Mittel, die Bewegung zu steigern.«⁸⁰ Auch die Bewegung der Passanten passte sich dem »eilig laufenden Band der Lichtreklameflächen an, das jetzt die Fassaden von Berlin

78 | Vgl. Karen J. Krenkel: »Das Gesicht der Masse. Soziologische Visionen«, in: C. Schmölders/S. Gilman (Hg.), *Gesichter der Weimarer Republik*, S. 206–227.

79 | E. Edel: *Neu-Berlin*, S. 13.

80 | Hermann Kesser: *Potsdamer Platz, Berlin 1929*, S. 400, zit. n. M. Bienert: *Eingebildete Metropole*, S. 63.

glatt und gleichmachend erobert.«⁸¹ Vor allem die moderne Werbung führte zur panoptischen Inversion:

»Die Straße schafft – ein gewaltiges Kollektiv – den neuen Typ Mensch. Greta Garbos Antlitz fasziniert von den Hauswänden herab den Passanten, seit der Antike gab es nicht solche Götterbilder. Angeschlossen an die Passantenströme der Straßen sind Kinos. [...] Hier wird den Menschen ihr geistig-seelisches Gewand von einem Riesenkonfektionstrust zugeschnitten und verpaßt, in rasender Eile.«⁸²

In den panoptischen Visionen und Antivisionen schlug sich die Aufwertung des Auges im Großstadtraum nieder, die schon Simmel bemerkt hatte. Entsprechend fürchtete Max Picard ganz im Tenor der Kulturkritik der Jahrhundertwende: »[W]enn auf dem Gesicht nichts mehr ausgedrückt wird von innen her, wenn alles nur von außen her darauf eingedrückt wird, dann hört das Gesicht auf, Gesicht zu sein, es wird eine elastische Maske.«⁸³

8. Dissoziation und Befreiung: Warten im Raum

In seiner Analyse der Oberflächenstrukturen der modernen Gesellschaft, in denen er Machtverhältnisse und Erlebnisformen erkannte, übersetzte Siegfried Kracauer das Primat des Optischen in eine beschreibende Soziologie. Bereits indem er seine Sonde auf das Verhältnis von Oberfläche und Erscheinung einerseits, Empfindungen und Erfahrungen andererseits richtete, orientierte auch er sich an einem Verständnis von substanzieller bürgerlicher Individualität. Seine Bewertung der Folgen des modernen Lebens, insbesondere der Erlebnisangebote in Kinos und Tanztheatern, war ambivalent: Er erkannte vor allem bei den weiblichen Angestellten ein echtes Bedürfnis nach Zerstreuung, dem er als Gefühl auch Platz einräumte, deutete es aber gleichzeitig als Modus, in dem sich ungleiche Klassenverhältnisse fortschreiben konnten.

Noch deutlicher an einer Substanzvorstellung von Kommunikation orientiert, stellte Kracauer Anfang der 20er Jahre die Rationalität der Hotelhalle (stellvertretend für die der modernen Stadt) der sinnhaften Vergemeinschaftung in Kirchen gegenüber. In der Hotelhalle seien lediglich »schlechtthin Beziehungslose« als Teil eines »Getriebes« des Vergnügens zu finden. Selbst leer und ohne jede Zwecksetzung, fehle ihrem Verhalten als »nichts-sagende formale Harmonie« jegliche Erhabenheit. Gerade weil die Anwesenden nichts miteinander zu tun hätten und »anonymisierte Scheinindivi-

81 | Franz Hessel: Ein Flaneur in Berlin, Berlin 1984, S. 245.

82 | Adolf Behne (1925), zit. n. M. Bienert: Eingebildete Metropole, S. 117.

83 | Max Picard: Die Grenzen der Physiognomik, Erlenbach, Zürich 1937, S. 48.

duen« darstellten, könne eine vermeintliche Nivellierung in solchen Räumen nicht gelingen. Für Kracauer bildeten die Wartenden in der modernen Stadt nicht bloß eine Raumgemeinschaft, sondern wurden durch das »metaphysische Leiden an dem Mangel eines hohen Sinns in der Welt, an ihrem Dasein im leeren Raum« zu Schicksalsgefährten. Der zwischenmenschlichen Kommunikation war für Kracauer die Substanz und infolge der »Entleerung des umfangreichen geistigen Raums« auch das Korrektiv abhanden gekommen.⁸⁴

Nicht die Substanz direkter Kommunikation, sondern die Ordnung zum Ornament diene in seinen Augen der modernen Vergesellschaftung. Und genau an dieser Schnittstelle, die eine Funktionslogik der geordneten Oberfläche zum integrierenden Kommunikationsmedium einerseits, zur Gestaltungskraft des Stadtraums andererseits werden ließ, war die kommunikative Gleichschaltung des urbanen Raums in den 30er Jahren im Zeichen einer Politisierung der zwischenmenschlichen Kommunikation schließlich erfolgreich. Diese Gleichschaltung wollte die moderne Gesellschaft zu einem als »Volksgemeinschaft« beherrschbaren Objekt machen, das in Zeit und Raum lokalisiert werden konnte. Diese Regression richtete sich auch gegen die Aufspaltung von Ortsbindung und Kommunikationsraum, die noch um 1900 den Kern der großstadtkritischen Wahrnehmung gebildet hatte. Über die »Volksgemeinschaft« sollte die deutsche Gesellschaft auf ein imaginiertes Zentrum hin ausgerichtet werden.

Genau diese Form der Durchdringung wird im gegenwärtigen Zeitalter der »Nicht-Orte« für undurchführbar gehalten. Sie fügen sich zu einem Netz aus Verkehrsmitteln und Transiträumen zusammen, die nur aufgrund der zwischen ihnen existierenden Bewegungen als »fliehende Pole« existieren.⁸⁵ Autobahnen, Supermärkte und Flughäfen sind die hochmodernen Weiterungen der um die Jahrhundertwende entstehenden Schwellenräume. In ihrer Beurteilung finden sich die Pole der relativen Befreiung und der Gefahr, historischen Traditionen entbunden zu sein, auch heute wieder. Doch während Marc Augé die mit dem anthropologischen Ort verbundene Identität der Einsamkeit gegenüberstellt, die entsteht, weil der Raum des Nicht-Ortes »keine besondere Relation«,⁸⁶ sondern nur eine generalisierbare schafft, wird gerade die Freisetzung kultureller Identitäten von Ortsbindungen als wesentliches Element der postkolonialen Befreiung gesehen.⁸⁷ In der Wahrnehmung der neuen städtischen Schwellenräume zu

84 | Siegfried Kracauer: »Die Wartenden (1922)«, in: ders., *Das Ornament der Masse. Essays*, Frankfurt am Main 1977, S. 106-122, hier S. 109.

85 | Marc Augé: *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, Frankfurt am Main 1994, S. 94.

86 | Ebd., S. 121.

87 | Vgl. Arjun Appadurai: *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis, London 1996.

Beginn des 20. Jahrhunderts war dieses Subjektkonzept bereits angelegt, aber im Zeichen einer Krise der Substanz noch allzu sehr kulturkritisch überformt.